



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die kirchliche Baukunst des Abendlandes

Dehio, Georg

Stuttgart, 1901

3. Das Bauprogramm

[urn:nbn:de:hbz:466:1-98817](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-98817)

Im späteren Mittelalter kommen derartige stürmische Aufwallungen des Bauenthusiasmus nicht mehr vor. Die Welt war nüchterner und resignierter geworden. Die Erfahrung lehrte, dass es immer seltener gelang, einen grossen Bau in einem Zug zu Ende zu führen, während die vermehrte Sorge um Beaufsichtigung und Instandhaltung der älteren Bauteile als Schattenseite des neuen Stils immer deutlicher hervortrat. Es kam jetzt darauf an, die Hilfsquellen bei geringerer augenblicklicher Ausbeutung dauernd in Fluss zu halten. Das Bauamt wurde bei allen grösseren Kirchen zu einer ständigen Einrichtung (*opus, fabrica, oeuvre, opera, Werk*). In der Regel zerfiel es in zwei Abteilungen: eine technische, die »Bauhütte«, mit dem Werkmeister an der Spitze, und eine ökonomische als Kommission des geistlichen Kapitels oder auch wohl aus geistlichen und weltlichen Beisitzern gemischt¹⁾. Vorsorgliche Verwaltungen sonderten bestimmte Teile des Kirchenguts für das »Werk« aus, die Hauptsache aber war doch die Anregung des frommen Sinnes zu Schenkungen, Testaten, Pfennigkollekten und als wirksamste Form der Besteuerung das Ablasswesen. Indulgenzbriefe bilden einen Hauptbestandteil unserer baugeschichtlichen Urkunden, aber leider ist ihr Wert ein zweideutiger, denn sie bezeugen nur, dass man zu einer bestimmten Zeit die Absicht zu bauen hatte, nicht ohne weiteres, dass und wann man dieselbe verwirklichte.

3. Das Bauprogramm.

Die Veränderungen programmatischer Art sind in der gotischen Epoche an sich gering, machen sich aber doch in der Wirkung auf die bauliche Gestalt hinlänglich bemerklich. Ihre Ursache sind teils neu hervortretende Desiderate des Kultus, teils Veränderungen im Bauplatz und seiner Umgebung, hervorgerufen durch die Entwicklung der Städte.

In der ersten Generation gotischer Kirchen zeigt sich als eine Hauptaufgabe des neuen Stils die Erweiterung des Priesterchors. Das Verlangen danach war nicht auf Frankreich beschränkt. Man erinnere sich, wie in vielen deutsch-romanischen Kirchen des späten 12. Jahrhunderts

¹⁾ Die Terminologie der Quellen ist leider eine sehr unbestimmte und schwankende, was ihre Benutzung erschwert und oft zu Missverständnissen geführt hat. So ist zwischen *magister fabricae* und *magister operis* eine sichere Unterscheidung nicht zu machen; jeder dieser Ausdrücke kann sowohl den technischen als den ökonomischen Beamten bezeichnen, deutlicher sind in der Regel die Vulgarsprachen (z. B. deutsch *Werkmeister*, *Schaffner*, *Pfleger*).

der Chorraum mittelst Schranken derart erweitert wurde, dass er bis unter die Vierung des Querschiffs reichte; man erinnere sich weiter der enormen Verlängerung, welche die stolze normännische Geistlichkeit in England für ihren Chor forderte. In Nordfrankreich führte dasselbe Bestreben zur Rezeption der im Westen und Süden schon lange gebräuchlich gewesenen Anlage eines Umgangs mit Kapellen, nun jedoch mit dem Zusatz, dass zwischen diese konzentrische Partie und das Querhaus noch ein Langchor mit Seitenschiffen eingeschoben wurde. Nicht bloss die damals begonnenen Neubauten nahmen dies Motiv auf; sehr gross wurde auch die Zahl der Fälle, wo an bestehenden, noch gar nicht alten Kirchen die Apsis abgebrochen ward, um durch einen weitläufigen Chor nach dem neuen Schema ersetzt zu werden. Wir nennen als Beispiele solcher in den Schiffen romanischer, im Chor gotischer Bauten: die Abteikirchen S. Germain-des-Près bei Paris, S. Remy in Reims, S. Etienne in Caen, S. Martin in Tours, S. Faro in Meaux, S. Corneille in Compiègne, S. Madelaine in Vezelay, Montierender, Souvigny, Ebreuil, Mont S. Michel, Jumièges, die Kathedralen von Le Mans, Tournay, Rennes, Dinan, Toulouse, Carcassonne; ja selbst an zahllosen Landkirchen der Isle-de-France, Picardie und Champagne kehrt diese Erscheinung wieder. Besonders bezeichnend ist der Fall der Kathedrale von Laon, wo der um 1170 bereits in reinster Gotik ausgeführte Chor nach kaum einem Menschenalter wieder abgebrochen wurde, aus keinem anderen Grunde, als weil er nicht gross genug schien. Welche Ansprüche an Neubauten von einheitlichem Plan gestellt wurden, zeigen die folgenden Verhältniszahlen zwischen dem Flächeninhalt des Chors einerseits, des Quer- und Langhauses zusammengenommen andererseits¹⁾: Kathedrale von Noyon 1 : 2, Kathedrale von Paris 1 : 1,6, Kathedrale von Chartres 1 : 1,8, Kathedrale von Troyes 1 : 1,45, Kathedrale von Auxerre 1 : 1,43. In England, wo bekanntlich schon die romanischen Chöre abnorm ausgedehnt waren, wird ihre relative Grösse noch immer gesteigert. Kathedrale von Salisbury 1 : 1,6, Kathedrale von Lincoln 1 : 1, Kathedrale von Wells 1 : 1,4, Kathedrale von Canterbury 1 : 1,7. Bei so ausschweifenden Forderungen an Grösse und Pracht des Presbyteriums ist dann häufig, wie man weiss, der Fall eingetreten, dass die Laienkirche erst nach vielen Menschenaltern, häufig aber auch gar nicht zur Vollendung kam.

¹⁾ Da häufig auch im Querschiff noch Altäre aufgestellt sind, ist der dem Kultus dienende Raum thatsächlich noch grösser.

Es ist unbegreiflich, wie man gegenüber diesem Sachverhalt die grossen gotischen Bauunternehmungen des 12. und 13. Jahrhunderts als eine Reaktion des Laiengeistes hat ansehen wollen. Konnte Macht und Machtbewusstsein des Klerus noch stolzer und nachdrücklicher zur Erscheinung kommen? Doch sind diese nicht die einzigen Triebfedern gewesen, es müssen bestimmte Momente des Kultus mit ins Spiel gekommen sein. Eine eingehende Geschichte desselben im Mittelalter ist leider noch nicht geschrieben, wir müssen uns begnügen, allgemein hin auf die zunehmende Grossartigkeit der Ceremonien und die Vermehrung der Chorgeistlichkeit hinzuweisen. Ueber ein wichtiges Einzelmotiv geben indes die Denkmäler selber Aufschluss. Wir bemerken, mit dem Eintritt der gotischen Baukunst koinzidierend, zwei unter sich zusammenhängende Veränderungen: es verschwinden die Krypten und es kommt ein neuer Typus von Altären auf. Beides deutet auf neue Bräuche im Reliquienkultus. Standen früher die grossen Lokalheiligen, an deren Gräbern sich regelmässig Klöster angesiedelt hatten, im Vordergrund der Verehrung, so beschenkte das Zeitalter der Kreuzzüge den Westen mit kostbaren Reliquien aus dem Morgenlande, an denen sich einen Anteil zu sichern die in dieser Hinsicht bis dahin armen Kathedralkirchen nicht versäumten. Es wurde jetzt Sitte, die heiligen Reste aus dem Dunkel der Gräfte hervorzuziehen und in glänzenden, metallenen Särgen und Schreinen allem Volke sichtbar über den Altären aufzustellen. Die Krypten verödeten, neue wurden nicht mehr gebaut. Kurz, es vollzog sich in diesem Punkte ein in seiner Wirkung geradezu plötzlich erscheinender Stimmungsumschlag, wie denn übereinstimmend aus allen Massregeln der gotischen Baumeister die neue Forderung nach mehr Licht deutlich herausklingt¹⁾. Die Cistercienser mit dem ihnen eigenen Feingefühl für das Empfindungsleben der Zeit waren mit der Abschaffung der Krypten vorangegangen; Suger als Benediktinerabt behielt die seinige zwar im Neubau von S. Denis bei, gab ihr aber eine bis dahin ungewohnte Weit- und Hochräumigkeit; aber schon die nächstfolgenden gotischen Kirchen, gleichviel ob Kathedral- oder Klosterkirchen, sind alle kryptenlos. An den Kathedralen von Chartres und Auxerre, wo man sie um ihres ehrwürdigen Alters willen schonte, wurde Sorge getragen, sie unter dem Niveau des Kirchenflurs, also von innen her unsichtbar zu lassen. Die einzige in gotischer Zeit neugebaute Krypta

¹⁾ Eine merkwürdige litterarische Aussage citiert Kugler III, S. 7.

befindet sich an der Kathedrale von Bourges; sie ist durch den Abfall des Geländes motiviert und zu einer höchst stattlichen Unterkirche ausgebildet.

Die Abschaffung der Krypten, die Aufstellung prachtvoller Reliquienaltäre war es also, was zu einer allgemeinen Erweiterung der Chöre den ersten Anstoss gab. In unmittelbarem Zusammenhange damit steht eine zweite Neuerung: die Herabrückung der Höhenlage ihres Fussbodens auf diejenige der Schiffe, eine Anordnung, welche auch den Zu- und Abfluss der Kapellenbesucher erleichterte.

Die bei uns üblich gewordene Benennung der in Rede stehenden Choranlage als »gotischer Kathedralengrundriss« ist zwiefach unberechtigt: einmal weil sie, wie die Leser des ersten Bandes zur Genüge wissen, ihrem Ursprung nach gar nicht gotisch ist, sondern bis in die Anfänge des romanischen Stils hinaufreicht; sodann weil sie auch im gotischen Stil keineswegs ein Sonderbesitz der Kathedralen war. Richtig ist aber allerdings dieses, dass erst der gotische Stil das bis dahin partikular französische Motiv zu einem in ganz Europa bekannten machte.

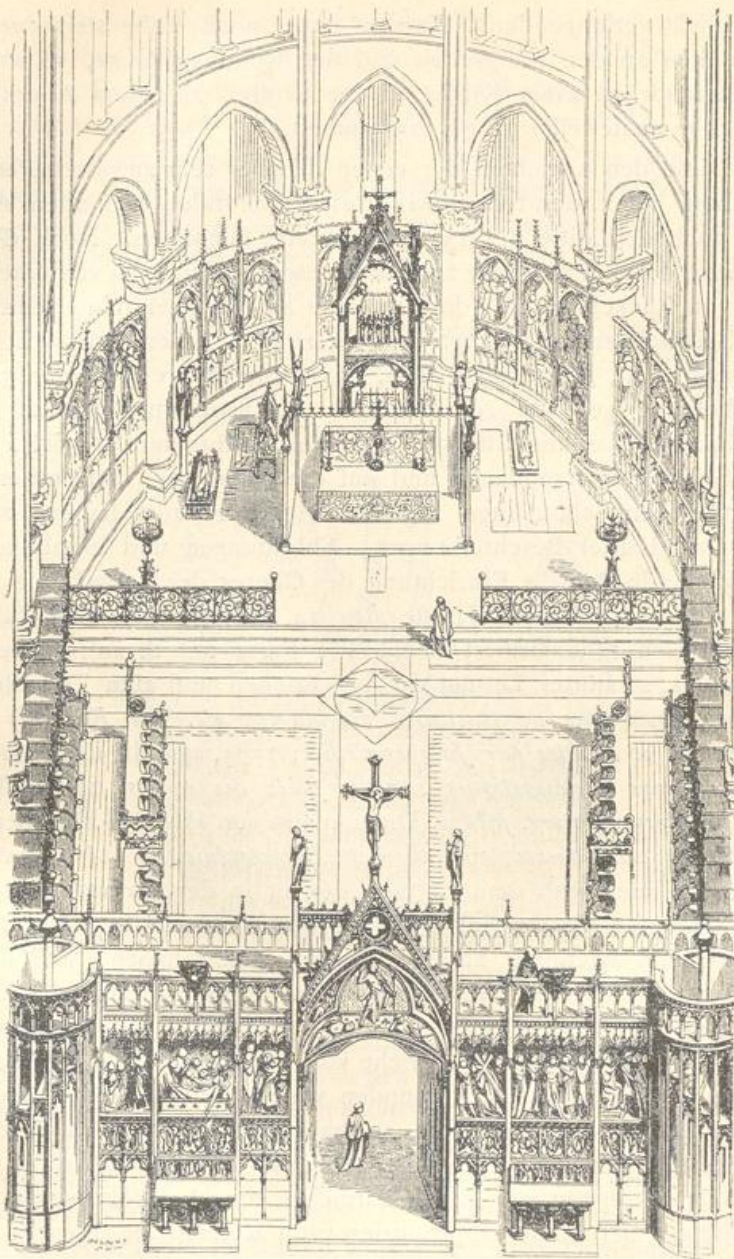
Die im 12. Jahrhundert durchgeführte Erweiterung der Ostpartie ist die letzte in einer langen historischen Reihe (Typus von S. Gallen, Typus von S. Martin in Tours, Typus von Cluny, Typus von Cisterz). Sie hat das Verdienst, dass sie den liturgischen Begriff des Chors mit dem architektonischen endlich zur Deckung bringt, Priesterhaus und Volkshaus sich klar auseinandersetzen lässt. Die für die räumliche Uebersicht so schädlichen Chorschranken waren damit überflüssig geworden und sind in der frühen wie in der klassischen Gotik thatsächlich aus den Kirchen verschwunden. Aber nicht für immer. Es gab einen Grund, weshalb die Geistlichkeit sich wieder nach ihnen zurücksehnte. Nur ein kleiner Teil der gottesdienstlichen Handlungen ist für die Gemeinde bestimmt; die grössere, namentlich die siebenmal am Tage sich wiederholenden kanonischen Horen gehen nur die Priesterschaft selber an. Nun ist aber die Kirche ein öffentlicher Ort; Andächtige oder Müssige gehen in ihr den ganzen Tag aus und ein; von diesen sich zu separieren, gleichsam eine kleine Kirche in der Kirche sich auszusondern, war für die Chorgeistlichkeit ein begreiflicher Wunsch. Es wurde zwischen dem Chor und Transept eine hohe Querschranke aufgerichtet, ausserdem, wenn der Chor Seitenschiffe und einen Umgang hatte, Schranken auch in dieser Richtung, also eine vollständige kleine Ringmauer um das Sanktuarium.

Selbstverständlich war für diese Einrichtung nur in Kathedral-, Ordens- und Kollegiatkirchen ein Bedürfnis; die Pfarrkirchen hatten sie nicht.

Die quergestellte Vorderschranke hat die Namen Lectorium, in deutscher Umgestaltung Lettner, Odeum, Doxal (von Doxologie), französisch Jubé (von »jube Domine benedicere«, der Eröffnungsformel der Lektionen), englisch Rood-loft. Der Lettner in entwickelter Gestalt hat eine doppelte Wand, die auf der Chorseite liegende geschlossen, die auf der Schiffseite liegende in eine Bogenstellung aufgelöst. Sie tragen eine Folge von Kreuzgewölben, darüber eine Bühne mit Pulten zur Vorlesung der liturgischen Texte im öffentlichen Gottesdienst; wenn der Raum reichte, auch zur Aufnahme von Sängern. Ferner hat der Lettner Thüren und Wendeltreppen. An seiner Aussenseite steht der dem H. Kreuz gewidmete Altar für die Laienkommunion.

In Zweck und Gestalt der Lettner sind zwei Vorformen verschmolzen: die quer durch das Schiff sich ziehenden Schranken der Klosterkirchen, besonders der Hirsauer und Cistercienser (vgl. I, 534)¹⁾, und die mit Blendbögen u. s. w. dekorierte, von einer Brüstung und Lesepulten überstiegene Frontalwand der Krypten. Sehr lehrreich ist der Vergleich der beiden Exemplare des *Naumburger Doms*. (Abb. in der Schlusslieferung.) Der Ostlettner, spätromanisch aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, ist wohl der älteste uns erhaltene; er lehnt sich unmittelbar an die Krypta. Der frühgotische Westlettner gehört einem bereits kryptenlosen Chor und bedarf deshalb einer selbständigen Wand. In der Allgemeinheit des Aufbaues sehen sich beide ähnlich, gleichwohl besteht ein durchgreifender Unterschied darin, dass jener unter dem Fussboden des Chors, dieser auf demselben steht, dass jener den Chor zwar begrenzt, aber die in demselben befindlichen Personen und Mobilien nicht verbirgt, wogegen dieser es thut und thun soll. Ein noch schlagenderes Beispiel für die Veränderung des Kultus gibt der Dom von MAINZ. Hier war der Westchor um 1200 begonnen; aber schon um 1232 wurde ein Umbau vorgenommen zu dem Zwecke, die ursprünglich hohe Bodenhöhe bedeutend zu erniedrigen und gegen das Schiff einen Lettner vorzubauen; derselbe wurde 1804 abgebrochen. Wenn die Lettner, wie es in Mainz und Naumburg noch der Fall war und in Deutschland die Regel blieb, einem einschiffigen Chor angehören, fügen sie sich nicht ungeschickt in die Architektur. Bei mehrschiffigen Anlagen er-

¹⁾ Hierhin ist auch der mit Unrecht so genannte »Lettner« in MAULBRONN zu rechnen; in den meisten Fällen aber hat die Neuzeit, um den Blick auf den Altar frei zu machen, die Querschranke zerstört, auch wenn die seitlichen geschont wurden, wie in S. Michael zu HILDESHEIM, Liebfrauen in HALBERSTADT, HAMERSLEBEN u. s. w. Die spätromanische Westschranke in WECHSELBURG durch moderne Zuthaten entstellt.



Die ehemalige Choreinrichtung der Kathedrale von Paris (Viollet-le-Duc).

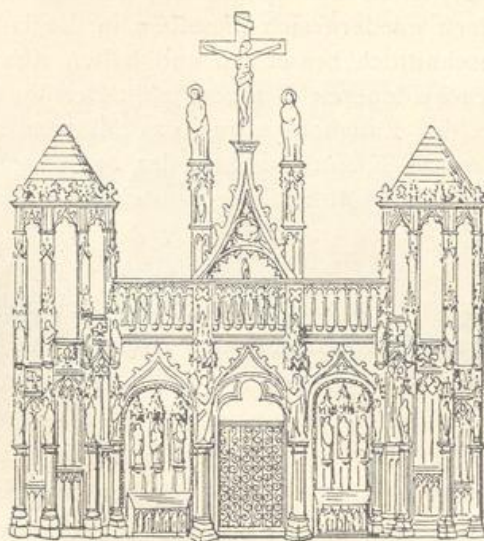
scheinen sie aber unvermeidlich als unorganisches Einschiebsel, als eine Störung der perspektivischen Entwicklung; in geringerem Grade übrigens für den innerhalb des Chores sich befindenden Betrachter, als für den draussen im Langhause stehenden und nach einem Gesamt-

überblick verlangenden. Kamen dann noch hohe steinerne Mauerschranken an den Langseiten und der Rundung hinzu, so wurde der Priesterchor zu einer Kirche in der Kirche, zu einem Allerheiligsten von grob materieller Abgeschlossenheit.

Diese den Absichten der ersten Erbauer sehr zuwiderlaufende Entwicklung hat in den französischen Kathedralen nach allem Anschein erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts begonnen. Noch *Guillaume Durand*, der sein *Rationale* am Ende dieses Jahrhunderts verfasste, spricht nur von Rückentüchern (*dorsalia*), die an Festtagen hinter den Bänken der Geistlichkeit aufgehängt wurden; zum täglichen Gebrauch gehörten sie also nicht, geschweige denn, dass feste Rückwände eine gewohnte Erscheinung gewesen sein können. Es wäre auch gar zu unwahrscheinlich, dass die frühgotischen Meister ihre mit so viel Phantasie und Scharfsinn ersonnenen und auf die Chorspartie konzentrierten perspektivischen Schönheiten sogleich wieder zerstört haben sollten. — Auf Grund alter Beschreibungen, Abbildungen und erhaltener Reste hat Viollet-le-Duc die Einrichtung des Chores der Notre-Dame in Paris, wie sie in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ausgeführt war, zeichnerisch rekonstruiert (siehe die Figur auf S. 29). Eine Menge nachmals zerstörter Lettner ist beschrieben und zum Teil abgebildet in den *Recherches de plusieurs singularités etc. par François Merlin, portraictes et écrites par Jacques Cellier*, 1583, und in des Abbé *Thiers Dissertations ecclésiastiques sur les jubés des églises*, 1688. Vgl. die Artikel *choeur, cloture, jubé* im Dictionnaire von *Viollet-le-Duc*, bei *Rohault de Fleury: La messe* und in der *Encyclopédie de l'Architecture* von *Planat*. Thiers gab dem Lettner, den er in der Kathedrale von Sens sah, ein Alter von 800 Jahren, was natürlich ein Unding ist. Immerhin könnte dies Exemplar zu den ältesten gehört haben, weil der querschifflose Plan dieser Kathedrale den Wunsch nach schärferer Abgrenzung des Priesterchors früher als anderswo rege gemacht haben mag. Der Berichterstatter spricht von zwei Ambonen, die durch eine dreiteilige Bogenstellung verbunden waren. Dieser Typus scheint sich in Frankreich lange erhalten zu haben, er findet sich an dem erst 1417 errichteten Lettner in der Kathedrale von Reims, wo die Gehäuse der Wendeltreppen wie kleine Türmchen aussehen (längst zerstört, die Abbildung bei Cellier reproduziert von Rohault de Fleury, wonach unsere Figur S. 31) und noch in dem spätestgotischen von S. Madeleine zu Troyes. Thiers sah dieselbe Anordnung weiter in den Kathedralen von Lyon, Vienne, Paris, Chartres, Noyon, Amiens, Laon, Beauvais, Chalons s. M. Der älteste *in natura*, wenn auch nur in spärlichen Bruchstücken erhaltene Lettner Frankreichs ist in der Kathedrale von Chartres gefunden, Mitte des 13. Jahrhunderts oder wenig

später. Die vollständige Umschränkung auch nach dem Deambulatorium hin wird der Errichtung der Lettner bald gefolgt sein; für Paris und Bourges wissen wir, dass es am Anfang des 14. Jahrhunderts geschehen ist; aber doch wohl erst im 15. wurde es die allgemeine Regel¹⁾. Zum Schluss sucht die ausgehende Gotik und beginnende Renaissance den Ausblick auf den Hochaltar wieder frei zu machen, indem sie die Lettnerempore als eine Art von Brücke zwischen den Ambonen behandelt; so in S. Peter in Löwen, S. Madelaine in Troyes, S. Etienne de Mons in Paris.

Als typische Beispiele der Choreinrichtung in England verweisen wir auf die Grundrisse der Kathedralen von LINCOLN und LICHFIELD



Der ehemalige Lettner in der Kathedrale von Reims
(Rohault de Fleury nach altem Stich).

(Taf. 425, 426). Die Westwand des Lettners ist häufig so hoch, dass er für die Ansicht vom Schiff in den Chor oder vom Chor in das Schiff vom andern Teil nichts als die Gewölbe zu erkennen übrig lässt und man kaum noch von einer Kirche reden kann. Bei der beträchtlichen Länge aber, die jeder Teil schon für sich allein besitzt, bleibt die Wirkung immerhin erträglich.

Das Aeusserste an Rücksichtslosigkeit aber leistet die spanische Choranlage. Ausser dem Hauptchor nämlich, der in normaler Weise seine Begrenzung durch das Querschiff erhält, gibt es hier jenseits des Querschiffes, daher spanisch *Trascoro* genannt, im Mittelraum des

¹⁾ In einigen Fällen sind die Arkaden der Chorrundung mit Grabmälern ausgestattet; dann bleiben die Schranken niedrig. Vgl. Viollet-le-Duc III, 472.

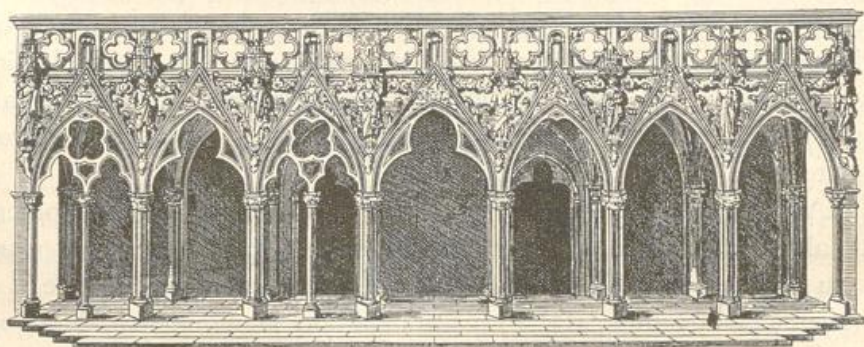
Langhauses noch einen Westchor. Gleich dem Altarraum von drei Seiten hoch ummauert öffnet er sich in umgekehrter Richtung wie jener, d. h. nach Osten. Beide zusammen bilden in liturgischer Hinsicht ein Ganzes, das nur durch das Querschiff einen räumlichen Einschnitt erfährt, zusammengenommen etwa zwei Drittel der gesamten Längenausdehnung. Wie viel schlichter und richtiger dachte vor Zeiten der deutsche Frühromanismus, der, wenn er aus liturgischen Gründen einen Westchor verlangte, ihm auch einen eigenen Bauteil gab.

Von solcher Hypertrophie der Presbyterien haben sich Deutschland und Italien frei gehalten. Letzteres kennt die Lettner und ummauerten Chöre überhaupt nicht¹⁾. Ersteres wendet im 14. und 15. Jahrhundert der reichen Ausbildung der Lettner zwar seine volle Neigung zu, doch gliedern sich dieselben in die landesüblichen Choranlagen durchschnittlich besser ein und halten sich in der Höhenentwicklung in bescheideneren Grenzen. Mit der Verschiebung bis zum zweiten Pfeiler des Langhauses war das Münster zu Strassburg eine Ausnahme, der die Kleinräumigkeit der romanischen Chorpartie zur Entschuldigung dient. Aufzählung deutscher Lettner bei Otte, Kunstarchäologie I, 53.

Dieselbe Zeit, welche die Lettner und Schranken in Aufnahme brachte, drängte auf Vermehrung der Altäre. An eine so primitive Lösung, wie sie auf dem Grundriss von S. Gallen als Sitte der frühromanischen Klosterkirchen vorausgesetzt wird — offene Aufstellung in den Seitenschiffen, bloss mit leichten Schranken umfriedigt — war in den stark besuchten Kirchen des späteren Mittelalters nicht mehr zu denken. Vermehrung der Altäre hiess hier normalerweise Vermehrung der Kapellen. Von den unregelmässigen Anbauten, mit denen nach und nach jede grössere Kirche bedacht wurde, wollen wir hier nicht reden, sondern von den systematischen, in die Einheit des Planes aufgenommenen. Das übermässige Wachstum dieser Teile hängt in eigentümlicher Weise mit den ökonomischen Bedürfnissen des Kirchenbaus zusammen. Wir haben gesehen, dass dieser wesentlich auf Schenkungen und Vermächtnisse angewiesen war. An ihnen hing die Verpflichtung zu einer bestimmten Zahl von Messen, ja es wurde oft die Errichtung eines besonderen Altars vom Stifter zur Bedingung gemacht. Es ist leicht zu berechnen, wie hoch sich dieses im Lauf der Generationen und Jahrhunderte summieren musste. Dazu kamen un-

¹⁾ Die einzige uns bekannte Ausnahme bildet die Kirche der Frari in Venedig, wo die Chorstühle eine ähnliche Stellung haben wie in Spanien.

gezählte andere Anlässe zu Privatmessen, Handmessen und sonstigen niederen Messen, deren ungeheure Menge bekanntlich einen Hauptbeschwerdepunkt der Reformatoren des 16. Jahrhunderts gebildet hat. Endlich die Vorschrift, dass die Messe nüchtern gelesen werden muss, weshalb die Geistlichen am liebsten die ersten Tagesstunden dazu verwendeten, mithin viel Altäre gleichzeitig nötig hatten. Diese Umstände erklären die in den Denkmälern vor uns liegende ununterbrochene Progression. Wir sehen zuerst in einigen, dem 3. und 4. Dezzennium des 13. Jahrhunderts angehörigen Bauten (Kathedralen von TROYES, LE MANS, TOURS) den Kapellenkranz sich auf den Langchor ausdehnen (in LE MANS im ganzen 13 an der Zahl). Seit der Mitte des Jahrhunderts nisten sie sich zwischen den Strebepfeilern der Vorderschiffe



Der ehemalige Lettner im Münster zu Strassburg (F. X. Kraus nach altem Stich).

ein: PARIS, AMIENS, ROUEN u. s. w., bis es allmählich in Frankreich nur wenige Kathedralen gibt, die von diesen, den Raumorganismus empfindlich schädigenden Parasiten frei bleiben. Endlich werden die Seitenkapellen gleich zu Anfang in den Plan aufgenommen, wobei natürlich eine bessere Anpassung möglich ist: ältestes Beispiel die Kathedrale von NARBONNE, gegr. 1272, aber unvollendet geblieben. Sehr beliebt vom 14. Jahrhundert ab in Spanien und Italien: in der Kathedrale von BARCELONA 31 Kapellen, dazu mehr als 20 im Kreuzgang; in der Kathedrale von BOLOGNA dem Projekte nach 58. Im deutschen Kunstgebiet zuerst im Dom von PRAG, mehr verbreitet erst im 15. Jahrhundert.

Für die Physiognomie des gotischen Stils war es von Bedeutung, dass in der Zeit und dem Lande seiner ersten Blüte, die Kathedralkirchen weit den vornehmsten Anteil an der Baubewegung erlangten,

wogegen in der romanischen Epoche die Klosterkirchen im Vordergrund gestanden hatten. Einen spezifischen Kathedralentypus gab es gleichwohl nicht, d. h. weder eine Form der Chöre, noch eine Stellung der Türme, noch sonstige Eigentümlichkeiten, welche allein den Kathedralen, ihnen aber notwendig zugekommen wären. Nur so viel lässt sich sagen, dass sie im allgemeinen die stattlichsten Formen bevorzugten und dadurch dem ganzen Stil ein Gegräge von Reichtum und Glanz gaben. Mit ihnen zu wetteifern, war den Klosterkirchen durch das Herkommen nicht verwehrt, bloss gelangten diese in Wirklichkeit selten dazu, es zu thun. Die alten Benediktinerstifter kamen als Bauherren kaum mehr in Betracht. Die ausserordentliche Bedeutung der Cistercienser für die europäische Verbreitung der primitiven Gotik haben wir schon kennen gelernt (Bd. I, Kap. 13). An der inneren Fortbildung des Stils teilzunehmen, war ihnen aber durch den puritanischen Charakter ihrer Regel versagt. Als ihre Sitten lässiger wurden, gaben sie auch die meisten Sondereigentümlichkeiten ihres Bauprogrammes auf, in Frankreich schon im 13., im übrigen Europa spätestens im 14. Jahrhundert.

Am meisten charakteristisch für das Mönchswesen des späteren Mittelalters und allen anderen Orden an Kopfbzahl überlegen waren die zu Anfang des 13. Jahrhunderts gegründeten Bettelorden, in die zwei Hauptstämme der Franziskaner und Dominikaner, jeder mit zahlreichen Spielarten, zerfallend. Sie haben von Anfang an den gotischen Baustil zum ihrigen gemacht und zu seiner Einbürgerung, wenn auch nicht ersten Einführung, in den ausserfranzösischen Ländern kräftig mitgewirkt. Was sie von dem älteren Mönchtum unterscheidet, ist ihre demokratische und soziale Tendenz. Auch sie wollen das, was man damals die »Welt« nannte, bekämpfen; aber nicht indem sie aus ihr fliehen, sondern indem sie sie mitten in ihrem heissesten Getümmel aufsuchen. Ihre Klöster sind nicht Mittelpunkte grosser Gutsbetriebe, sondern liegen immer in Städten, wie denn überhaupt das Emporkommen der Städte und des dritten Standes der Boden ihrer Existenz ist. Sie haben das Privilegium überall predigen, Beichte hören, Messen lesen zu dürfen. Sie wandern von Ort zu Ort, ihre Klöster sind gewissermassen nur Herbergen. Auf dem Generalkapitel der Franziskaner vom J. 1260 wurden Bauvorschriften erlassen, die denen der Cistercienser nachgebildet sind (Bd. I, S. 521), also wesentlich in einer Reihe von Verboten bestehen. Zur Nachahmung der positiven Eigenschaften des Cistercienserbauplans kam es nur in Italien. In den übrigen

Ländern schlossen sich die Bettelordenskirchen den örtlichen Bau-
gewohnheiten an, jedoch mit der Richtung auf äusserste Einfachheit
des Planes, wie der Ausführung. Am nächsten kommen sie im Plan
den Pfarrkirchen, mit denen sie ja in der seelsorgerischen Aufgabe
konkurrieren. Unterscheidend ist nur das Bedürfnis nach einem ge-
räumigeren Chor. Derselbe ist gewöhnlich einschiffig, langgestreckt,
durch einen Lettner von der Volkskirche abgetrennt. Im Grundriss
der letzteren besondere Rücksicht auf die Predigt zu erkennen, ist
nicht wohl möglich¹⁾. Die allgemeine baugeschichtliche Bedeutung
der Bettelordensarchitektur geht nicht nach der schöpferischen Seite, sie
liegt vielmehr darin, dass sie den reichen Organismus der ursprüng-
lichen Gotik auf starke Reduktionen einzugehen gewöhnte.

Neben den Bettelordenskirchen repräsentieren das bürgerliche
Element im spätmittelalterlichen Kirchenbau vor allem die Pfarr-
kirchen, deren zunehmende Zahl dem Wachstum der Städte
parallel lief. Ihr Merkmal ist, ausser der verhältnismässigen Klein-
heit der Massverhältnisse, die einfache Anlage des Chors, in dem ja
nur ein einziger Priester mit wenigen Hilfsgeistlichen zu amtieren hat.
Bei einigen von ihnen scheint die Anlage fast mehr als bei den Bettel-
ordenskirchen für bewusste Rücksichtnahme auf die Predigt zu sprechen,
wie z. B. bei den Dompfarrkirchen von Regensburg und Trier. Die
durch Grösse ausgezeichneten Pfarrkirchen finden sich in Deutsch-
land und den Niederlanden. Diese hatten im Unterschiede zu den
romanischen Ländern sehr ausgedehnte Bistumssprengel, also wenig
Kathedralen. Das spätere Mittelalter sah Städte von junger Gründung
zu Blüte kommen, welche in ihren Pfarrkirchen den Wetteifer mit
vornehmen Stifts-, ja selbst Kathedralkirchen aufnehmen. Den Reigen
eröffnet der Vorort der Hanse, Lübeck, mit seiner gewaltigen Marien-
kirche; Wismar, Rostock, Greifswald, Danzig u. s. w. folgen. Pfarr-
kirchen von ähnlichen Dimensionen sucht man in den alten Rhein-
städten umsonst, aber die schwäbischen und fränkischen thun sich
stattlich hervor; das Ulmer Münster, nächst dem Kölner Dom die
grösste gotische Kirche Deutschlands, war nach seiner Rangstellung
eine blosse Pfarrkirche.

In welcher Weise und bis zu welchem Grade bei der architek-
tonischen Behandlung des Kirchengebäudes das Verhältnis zur ört-
lichen Umgebung in die Rechnung einbezogen wurde, das ist eine

¹⁾ Ueber akustische Hilfsvorrichtungen s. »Strassburg und seine Bauten« S. 254.

Frage, die fruchtbar nur von Fall zu Fall untersucht werden kann und über die in vielen Fällen wegen der Veränderungen durch die Zeit überhaupt nichts mehr gesagt werden kann. Hier müssen wir uns mit der Aufstellung einiger weniger allgemeiner Gesichtspunkte begnügen.

Die Wahl des Bauplatzes war fast niemals frei, am wenigsten bei den Hauptkirchen einer Stadt, bei denen immer ältere Gründungen vorlagen. Daher die bekannte, modernen Grundsätzen und Wünschen so sehr widerstrebende Erscheinung, dass die Mehrzahl der wichtigsten gotischen Kirchen zwischen Bürgerhäusern, die nahe an ihren Fuss herantreten, eingeklemmt sind und ein Gesamtüberblick über sie unmöglich ist. Unsere Zeit glaubt daher den alten Denkmälern eine Wohlthat zu erweisen, wenn sie sie freilegt. In vielen Fällen ist aber der That die Reue gefolgt. Man musste finden, dass die Freilegung keineswegs eine Verbesserung der Wirkung gab. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass manche Eigentümlichkeiten der gotischen Aussenarchitektur sich eben daraus herausgebildet haben, dass übergrosse Nähe des Standpunktes und daher Mangel an Uebersichtlichkeit die leidige Regel bildeten. Für die Entwicklung des Stils im ganzen war das selbstverständlich nichts weniger als vorteilhaft. In einzelnen Fällen indes, wo die lokalen Verhältnisse es gestatteten, hat auch das Mittelalter bewiesen, dass es die Gunst einer freien Lage glänzend zu verwerten verstand; wir nennen als Beispiele die Kathedrale von Laon, den Dom von Limburg, die Gruppe auf dem Erfurter Domberge. Sodann ist eine gleichzeitig mit der Gotik aufkommende allgemeine Massregel nicht zu übersehen. Es ist vom 13. Jahrhundert ab ein durchgängiger Programmpunkt zunächst der französischen Kathedralen, dass keine Kreuzgänge, keine Stiftsgebäude mehr sich an sie anlehnen dürfen; in Italien brauchte dieser Grundsatz nicht erst ausgesprochen zu werden; Deutschland schloss sich meistens, freilich nicht immer an; England und Spanien dagegen haben ihn nicht rezipiert. Durch Verlegung der Stiftsgebäude sind manchmal schon im Mittelalter, wenigstens an einer der Langseiten, freie Plätze geschaffen; so in Chartres, in Bourges, in Strassburg, in Freiburg. Und endlich ergab sich für die mangelnde Uebersicht aus der Nähe ein, wie wir glauben, sehr hochgeschätzter Ersatz durch die Fernwirkung im Stadtbilde als Ganzem. Namentlich ist die Freude an hohen, im Verhältnis zur Kirche selbst oft übertrieben hohen, Türmen unter diesem Gesichtspunkt zu verstehen.